

LAUT
UND
STILLE SCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON ULRICH RÜDENAUER

EDITION LITERATUR IM SCHLOSS

Anja Hirsch

„Und danach sagen wir: da, das war's!“ Über Lesungen.

Das „t.a.t.“ in Köln gibt es bald nicht mehr. Das fünfstöckige, ehemalige Bürogebäude, Heimstätte für Videoinstallationen und andere Kunstprojekte, wird demnächst abgerissen. Vielleicht ist es gerade deshalb der ideale Ort für eine Lesung. Marcel Beyer liest aus seinem Roman „Flughunde“. Die Zeit vergeht, im Roman, im Raum. Es ist warm an diesem Juniabend. Neben den Neonröhren und Belüftungsklappen an der Decke ziehen sich Dreckfelder entlang wie unförmige, platte Insekten. Hier wurde länger nicht geputzt. Warum auch?

Marcel Beyers Stimme trägt uns in einen neuen Raum. Keiner, den wir gerne besucht hätten: der Sportpalast, in dem der Propagandaminister Goebbels redet. Zum ersten Mal ist Goebbels' Tochter Helga dabei. Die Menschen um sie herum schwitzen und schreien. Es ist erdrückend eng. Aber es ist ein aus Sprache gemachter Raum. Wir können die Augen schließen, uns ab- oder zuwenden, die Schuhe unserer Sitznachbarn studieren, wenn es uns zu viel wird. In sicherem Abstand beobachten. Oder die Unordnung zulassen, die an uns zerrt.

Ungewöhnlich an dieser Lesung: Was Marcel Beyer liest, sehen wir zugleich als große Zeichnung über ihm an der Wand, gemalt von der Künstlerin Ulli Lust, die „Flughunde“ in eine Graphic Novel verwandelt hat. Die Verschiebung vom Wort ins Bild ist Thema. Dann wird lange geklatscht, und der Abend verweht wie die erzählte Geschichte im Roman, und wie der Raum, in dem Autor und Publikum sich begegnen.

Was bleibt, ist das Buch, über das sich der Autor kurz zuvor gebeugt hat für eine Signatur. Oder eine typische Geste. Die milde Stimmung. Oder ein Satz, den man sich notiert hat, weil momentweise eine Schnittmenge aufleuchtete: Ein Seher hat Eintritt erlangt in die eigene Innenwelt und ein ungesehenes Gefühl besser ausgedrückt als man selbst. Dass man sich nicht verraten, sondern verstanden fühlt, ist eines der kleinen Wunder eines solchen Abends aus der Sicht des Besuchers. Aber immer bleibt auch ein Splitter Fremdheit. „Kein letztes Licht, keine einführende Liebe legt das Labyrinth der Innerlichkeit des anderen frei“, sagt der Philosoph George Steiner. Gut so.

Wie in einem Theaterstück von Peter Handke, das Claus Peymann einmal mit dem Berliner Ensemble inszeniert hat, ist man Teil einer spannungsvollen Gegenüberstellung geworden: Paar zu sein; und doch einander eigentlich fremd. Peymann ließ in Handkes Stück „Spuren der Verirrten“ Paare über eine fast leere Bühne laufen. Hänsel und Gretel streuen Krümel und schauen sich gehetzt um. Hinter ihnen kommen andere Paare mit anderen Markierungen. Jedes Paar bringt seinen eigenen inneren Text, seine eigene Spur aus Zutaten mit sich. Bald sind Hänsel und Gretels Spuren nicht mehr zu erkennen. Zu den Krümeln gesellen sich jetzt Papierschnipsel oder kleine, metallene Zylinder. Die anfängliche Ordnung geht in Unordnung über. Dann fegt ein starker Wind alle Spuren vom Bretterboden, und die Bühne ist wieder leer. So, wie nach einer Lesung, wenn die Veranstalter das Wasserglas verräumen und das Licht löschen. Oder wenn Sprengstoff das Haus aus der Mitte einer Großstadt möglichst kontrolliert zum Einsturz bringt.

„Lesen“ heißt im Mittelhochdeutschen „in Ordnung bringen“. Augenscheinlich sind es zunächst tatsächlich ordentlich arrangierte Segmente, die eine Lesung zur Erfahrung machen können: Ton und Licht; Vor- und Nachbereitung; einladende Sätze, die gesprochen und in Flyern gedruckt werden. Die ideale Lesung ist nicht zu lang und getragen von gegenseitigem Respekt. Aber dazwischen gibt es immer wieder diese kurzen, chaotischen, magischen Momente, in denen von Ordnung keine Rede sein kann. Eher von Aura. Alles verschwimmt. Feridun Zaimoglu erlebt sich in solchen Momenten als „selbstvergessen“. Albert Ostermaier, der mit Musikern zusammen Lyrikabende gestaltet, kann das nur im Rückblick erspüren: „Und danach sagen wir: da, das war's!“ Und der Autor Peter Kurzeck, der Ende 2013 starb, beschrieb, wie dabei sogar der Veranstaltungsort verschwinden kann: „Beim Erzählen hatte ich den Eindruck, dass der Raum sich der Nacht öffnet, also dass die Decke weg geht, die Wände ein Stück weit zurücktreten, und dass ich von Offenbach aus ganz Frankfurt und den Taunus vor mir sehen konnte, und je länger ich gelesen habe, umso weiter wurde dieser innerliche Blick.“

Seltsam ist, dass der Autor beim Schreiben vermutlich nicht an die Lesung denkt. So, wie sein Leser nicht zwangsweise die Körperlichkeit des Autors vor Augen hat. Plötzlich kommt beides zusammen. Erst

löst man den Roman aus dem Buchregal und macht ihn sich zu eigen. Dann erwächst aus ihm sichtbar sein Anfang: der Kopf, der Körper, die Schreibroutinen, aus denen der Text entstand. Der Vortragende darf/muss sich veröffentlichen; das Publikum darf/muss sich zurückziehen.

In Kafkas Sterbezimmer gibt es Hilfestellung zum Verständnis dieses merkwürdigen Vorgangs – mit Wilhelm Genazino, der einen seiner Ich-Erzähler dort eine Rede halten lässt. Sie beginnt wie jede gute Rede mit einer kleinen Provokation: „Schreiben allein genügt nicht, Herr Kafka. Sie müssen auch ein Künstler werden. Das Selbstbewusstsein, das Sie dazu brauchen, müssen Sie sich genauso erfinden wie das Schreiben. Das Selbstbewusstsein ist zunächst etwas Gespieltes, das nach einer Weile in etwas Wirkliches übergeht. Das ist es, Herr Kafka. Sie müssen sich nicht genieren, Herr Kafka, wenn Sie sich eine Zeitlang wie ein Betrüger vorkommen.“

Eine Lesung ist wie ein Theaterstück. Es wird gespielt und improvisiert. Manchmal kommen sich Autor und Publikum dabei unkenntlich nah. Stimmt die Dramaturgie, dann gibt es sogar eine Art „Flow“, der den Abend rahmt und rundet. Im besten Fall, so Helmut Böttiger, Autor, Kritiker und Moderator, verschwindet das Künstliche dieser Inszenierung. Die ordnenden Strukturen treten in den Hintergrund. Kafka ersteht von den Toten auf und wird belehrt. Ein Missverständnis löst sich und lockert die Atmosphäre. Ein Wort dreht sich um sich selbst wie ein Kreisel. Man sitzt da und schaut beglückt dabei zu. Dann kommt ein starker Wind, und alles ist weg.